

ist! Wo wollen Sie sich also hinwenden, da Ihnen bis jetzt jeder Haltspunkt fehlen wird? Zwar haben die Hülfsmittel, welche Ihr Vater für Sie zurückgelassen, bis jetzt hingereicht und sie werden auch noch ferner für einige Zeit genügen, Ihren Unterhalt zu decken. Wenn aber diese geringen Mittel erschöpft sind, was gedenken Sie dann zu thun? Ich habe Sie zu lieb gewonnen, als daß ich es mit ansehen könnte, daß Sie schutzlos in der Welt umherirren!"

Selma ahnte die Lüge nicht, welche der Arzt wegen der zurückgelassenen Hülfsmittel gemacht hatte. Dem Manne that es leid, sie durch schlechte Mittheilungen über den Vater zu betrüben und dann konnte er es ferner nicht mit ansehen, daß sie von allem entblößt sein Haus verlassen wollte. Aber der Arzt irrte, wenn er glaubte, daß Selma sonderlich betrübt darüber sein würde, daß sie nicht gleich zu dem Vater zurückkehren konnte, sie war dessen Lieblosigkeit gewohnt und fühlte auch kein Bedürfnis, ferner mit ihm zusammen zu leben, da er nach ihrer Ansicht schon längst mit der Eher verheiratet sein mußte. Sie antwortete ihm deshalb: „Ich danke Ihnen herzlich, Herr Doctor, für das Wohlwollen, das Sie mir bisher erwiesen haben, und ich habe es um so tiefer empfunden, als der Vater während der ganzen Zeit meines Hierseins nicht einmal nach mir gefragt hat, denn hätte er es gethan, Sie hätten mir wohl eine Mittheilung davon gemacht. Doch wenn Sie gestatten, daß ich jetzt ihr Haus verlassen darf, so will ich dies lieber morgen schon thun; ich beabsichtige, eine befreundete Familie in Liegnitz aufzusuchen und gedenke bei derselben so lange zu verweilen, bis ich eine passende Stellung gefunden haben werde.“

Auch Selma hatte ihrerseits eine Lüge gesagt und sie hatte sich deren nur bedient, um nicht länger zurückgehalten zu werden. Sie hatte ja keinen Menschen, an den sie sich wenden konnte und dennoch war sie entschlossen, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen.

In der Morgenämmerung des anderen Tages stand sie, ihre wenigen Habseligkeiten in der Hand, vor dem Thor des Hauses, in welchem sie beinahe ein volles Jahr wie eine Gefangene gebannt gewesen. Selma hatte jede Begleitung abgewiesen und sie hatte sich begnügt mit dem Wunsch des Arztes: „Gott geleite und erhalte Sie!“

Zum ersten Male seit langer Zeit durfte Selma wieder ungehindert und willensfrei Gottes schöne Luft atmen, sie durfte sich erfreuen an dem Anblick der hohen Berge, der blühenden Bäume, der grünenden Wiesen und an dem munteren Gesang der lieben Vögel. Wie herrlich war Gottes Natur und sie gab sich voll und ganz dem Eindruck hin, der ihre Seele belebte.

Und dennoch, wie schön auch hier schon die Natur war, um wie viel schöner war sie noch in der Heimath!

Die Heimath! Dies Wort fand einen tausendfachen Wiederhall in ihrem Busen, nur noch einmal wollte sie dieselbe sehen und sich deren Anblick in's Gedächtnis prägen, noch einmal wollte sie beten am Grabe der Mutter!

Beflügelten Schrittes eilte sie dorthin und die Macht der Eingebung stählte ihren Muth und erhöhte ihre Kräfte, so daß sie, als sich der Abend auf die Erde gelagert hatte, in der Heimath angelangt war.

Niemand hatte sie bis jetzt bemerkt, und Selma wollte auch nicht, daß sie von Jemand gesehen wurde; still, wie sie gekommen, wollte sie sich wieder entfernen.

Jetzt stand sie, wie einst Walthers, als er aus der Ferne zurückkehrte, vor dem Portale des Elternhauses. Aber mit Schreden erinnerte sie sich jetzt der Mittheilung des Arztes, daß das Gut nicht mehr ihrem Vater gehöre, ein anderer war Besitzer desselben und sie — war eine Fremde, die nicht berechtigt war, ferner diesen Boden zu betreten.

Unentblichen Schmerz hatte diese Erinnerung ihr verursacht und sie wandte sich ab und weinte! Aber von dem Heiligsten, — der Ruhestätte ihrer Mutter, — konnte man sie nicht verdrängen. Dorthin eilte Selma und sie sank bei dem Grabe nieder, um zu weinen über den Verlust der Heimath, der Eltern und — des Geliebten!

Und wie damals, so vernahm sie auch diesmal wieder Worte des Trostes, welche eine wohlbelannte Stimme ihr zusüßerte:

„O weine nicht! Gott höret Deine Bitte, Er führet Dich zurück ins Heimathshaus; Und wenn es Dich an meinem Herzen litte, So weine Deinen Kummer daran aus! Siehst Du der Abendsonne goldnes Winken, Wie sich ihr Glanz durch düst're Wolken dringt? Er will sich auch in Deine Seele senken; Erschließ Dich ihm, mein Lieb, und weine nicht!“

Und der Lebensbaum auf der Todtenstätte senkte seine Zweige unter der sanften Berührung des Abendwindes wie zur Begrüßung von zwei Herzen, die sich nach langen Kämpfen endlich gefunden. Der goldene Mond beleuchtete einen Versöhnung und Friede, Glück, Liebe und Leben athmenden Bund am Grabe der Mutter!

Walthers und Selma hatten sich gefunden und eine überaus glückliche Ehe belohnte sie für die trau-

rige Vergangenheit, welche sie durchlebt hatten. Es waren bereits 1 1/2 Jahre darüber vergangen, daß vor dem Altar ihre Hände segnend vor dem Priester in einander gelegt waren.

Aber ein dunkler Punkt verblieb immer noch, welcher ab und zu Thränen in die Augen Selma's lockte und dieser war — das Andenken an den Vater. Sie hegte keinen Groll gegen ihn und wäre eine schlechte Tochter gewesen, wenn sie in ihrem Glück nicht seiner gedacht hätte.

So stand sie eines Abends am dem Fenster ihres Gemachs und blickte stumm hinaus auf die winterliche Landschaft. Der Sturm heulte unheimlich durch die entblätterten Bäume, die ihr jetzt die Fernsicht bis zu der nahen Dorfstraße gestatteten.

Da gewahrte sie plötzlich eine in Lumpen gehüllte Bettlergestalt, welche sich mühsam die Dorfstraße hinaufschleppte. Der Fremde suchte sich fast ängstlich den Blicken Neugieriger zu entziehen, seine Züge konnte Selma nicht erkennen, nur die Gestalt, der Gang und die Haltung waren erschreckend ähnlich denen — ihres Vaters!

Der Bettler war längst vorüber und Selma lehnte die brennende Stirn an die kalten Scheiben, während sich eine stille Thräne über ihre Wangen stahl. „Er kann es nicht sein,“ sagte sie leise, „es ist nicht möglich, daß ihn das Schicksal so schwer betroffen haben kann!“

Und dennoch, trotzdem Walthers ihr über das Vergangene die beruhigendste Erklärung gegeben, konnte sie doch die bange Zweifel nicht bannen, welche wiederholt ihre Seele beschäftigten. Und gerade in diesem Augenblick, wo sie den Bettler gesehen, näherte sie diese Zweifel mehr denn je.

Da trat Walthers in das Zimmer und der besorgte Gatte sah, daß Selma geweint hatte. Er zog sie in seine Arme und küßte ihr die Thränen von den Wimpern. „Du hast wieder geweint, Selma! willst Du mir nicht den Grund Deines Kummers nennen? Fürchtest Du die Stumbe, in welcher uns Gott den Engel schenken wird, der das Glück unserer Liebe erhöhen soll —?“ Tröste Dich, Gott wird Dir die schwere Stunde überwinden lassen!“

„Daran dachte ich jetzt nicht, Walthers,“ hauchte sie leise, „mir war's, als ob ich den Vater gesehen hätte!“

Walthers wollte eben eine tröstende Erwiderung geben, als ein Bauernbursche leuchtend mit den Worten in das Gemach stürzte: „Ach, Herr Brandt, kommen Sie doch schnell hinaus, dort auf dem Kirchhof ist eben ein Mann umgekommen, — ich glaube, es ist Herr Wernheim!“

Walthers hielt seine erbleichende Gattin umfassen, die einer Ohnmacht nahe war; ihre Ahnung hatte sich bestätigt, es war ihr Vater!

Selma hatte sich jedoch bald von ihrem Schreden erholt und sie bestand darauf, ihrem Gatten nach dem Schauspiel des traurigen Ereignisses zu folgen.

Diese schwere Stunde sollte die letzte in dem sonst so glücklichen Eheleben der beiden Gatten werden, denn als sie auf dem Gottesacker angelangt waren, fanden sie bereits eine Leiche. Der an Wohlleben gewohnte Wernheim war als Bettler untergegangen, — sein Vergehen war gesühnt! Und seiner überlebenden Tochter wurde die traurige Pflicht, ihm die Augen zuzudrücken am Grabe der Mutter!

Vermischte Nachrichten.

— [Das Scheuler bei den Pferdegeschirren, eine Thierquälerei.] Ueber diesen Gegenstand schreibt A. Schröder in der Zeitschrift des Thierschutzbundes für das Großherzogthum Hessen: Schon längere Zeit verfolge ich eine an dem edelsten unserer Hausthiere, dem Pferde, sich täglich wiederholende, althergebrachte Thierquälerei. Die sogenannten Scheuler sind es, durch welche die armen Thiere oft mehr gepeinigt werden, als durch die härtesten Anstrengungen, durch die empfindlichsten Peitschenhiebe. Betrachte man diese Scheuler nur genauer und man wird sich wundern, daß das Pferd diese Marter an dem empfindlichsten Theile seines Körpers, am Auge, so geduldig erträgt. Leider zu häufig findet man, daß dieselben das Auge ganz und gar bedecken und nur in den seltensten Fällen wird man sie in genügender Entfernung von dem Auge finden, ja selbst die elegantesten und wohlgepflegtesten Gespanne machen selten eine Ausnahme hiervon. Daß diese Scheuler wirklich einen praktischen Werth hätten, würde wohl schwer halten, nachzuweisen; man führe ja nicht das alte Märchen an, wonach sich das Pferd vor seinem Schatten fürchte, im Gegentheil: gerade durch das Scheuler wird es dem Pferde unmöglich gemacht, zu sehen, was hinter und neben ihm vorgeht; denn ohne den Kopf zu wenden (und solches ist, wenn das Pferd fest in den Jügeln steht, unmöglich) kann das Pferd weder zur Seite, noch viel weniger aber rückwärts sehen, und auf diese Weise ist durch eine Ueberraschung ein Scheulerwerden eher möglich, als wenn das Auge ungehindert umhergeschweifen kann. Man hängt zu sehr am Althergebrachten und glaubt, besonders an einem Luxusgeschirr, die Scheuler der Vollständigkeit halber nicht entbehren zu können. Denke man sich beispielsweise ein Droschkenpferd, welches einen halben Tag,

in größeren Städten, wo dieselben am Standplatz gefüttert werden, einen ganzen Tag im Geschirr steckt; das arme Thier ist nicht im Geringsten im Stande, sich gegen die Fliegen und Mücken zu verteidigen, welche unter dem schützenden Dache des Scheulers das Auge durch Beißen und Stechen zum Rasenwerden peinigen. Wofür hat die Natur dem Pferde den Schopf wachsen lassen? Jedenfalls nur zum Schutze der Augen, und durch diese nutzlosen, qualbringenden Scheuler wird der Zweck des Schopfes illusorisch gemacht. Sollte das öfter vorkommende Erblinden der Pferde auf diese Weise etwa mit Schopf und Scheuler in Verbindung stehen? Meines Dafürhaltens sind diese Scheuler überflüssig, auf keinen Fall steht der Werth derselben zu der durch dieselben hervorgerufenen Plage der armen Thiere in einem entsprechenden Verhältnis, und so oft es mir möglich war, habe ich diese Folterinstrumente wenigstens an Arbeitsgeschirren, an welchen man dieselben häufiger findet, als man glauben sollte, entfernt und ebenso oft habe ich gefunden, daß die Eigentümer der Pferde, die Nutzlosigkeit des Scheulers ersiehend, nicht allein damit einverstanden waren, sondern auch darüber staunten, daß sie nicht selbst schon auf diese Idee gekommen seien. Wenn man sich nur dazu entschließen könnte, die Scheuler von sämtlichen Geschirren zu verbannen, man würde sich bald daran gewöhnen haben und beim Anblick eines Geschirres dieselben bald gar nicht mehr vermissen; sind sie aber vom Luxusgeschirr absolut nicht zu trennen, so sehe man wenigstens darauf, daß dieselben weit genug vom Auge abstehen und dem Schopfe in Ausübung seines Berufs in keinerlei Weise hinderlich sind. Ich glaube und hoffe, daß es in diesem Sinne nur einer Anregung bedarf, um einer argen, mit der Zeit herrschend gewordenen Thierquälerei wenigstens einigermaßen zu steuern.

— Berlin. Von einem besonders schweren Unglücksfall ist die Familie des in der Prinzenstraße wohnhaften Kaufmanns H. betroffen worden. Der einzige, etwa 13jährige Sohn desselben, ein sehr zart veranlagtes Kind, war von den Eltern seiner besonders großen Schwächlichkeit wegen erst am Anfang des letzten Quartals zur Schule geschickt worden. Vor einigen Tagen entbrannte nun zwischen einigen Schülern der Klasse ein Streit, der nach Rinderart mit allen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln ausgefochten wurde und erst sein Ende erreichte, als der kleine H. plötzlich mit gellendem Schmerzensgeschrei zu Boden sank. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß die Spitze der Feder eines Mitschülers dem Kinde tief in das Gelenk der linken Hand gedrungen und dann in der einen Hälfte abgebrochen war. Trotz der sofort seitens des Lehrers vorgenommenen Wäschungen färbten sich doch die der Wunde zunächst gelegenen Fleischtheile dunkelblau, ehe es dem herbeigerufenen Arzte gelang, das Metallstück aus der Wunde zu entfernen. Im Verlauf der darauffolgenden Nacht war der ganze linke Unterarm stark angeschwollen, während das Kind selbst einem heftigen Fieber verfiel. Der behandelnde Arzt constatirte eine Blutvergiftung und erklärte als einziges Mittel, die dringende Gefahr für das Leben des Kindes anzuwenden, die Vornahme einer Amputation des linken Armes bis zum Ellenbogengelenk. Trotz der Weigerung der fast verzweifelnden Mutter des Kindes wurde diese auch nach zwei Tagen vorgenommen, jedoch erlag das Kind bereits am Abend desselben Tages seinen Schmerzen. — Der Schmerz über den Tod ihres einzigen, über alles geliebten Kindes hat nun auch die Mutter auf das Krankenlager geworfen, und hegen die Kräfte auch für ihr Leben große Besorgniß.

— Bei einem Diner schreit plötzlich eine Dame laut auf. — „Was giebt's?“ ruft Jedermann entsetzt. — „Die Rage hat sich eingeschlichen! Hier hinter der Tafel ist sie — sie hat sich soeben an meinem Bein gerieben!“ — Allgemeines Bedauern. Selbst der fünfjährige Jüngste sah erst die knochenbire Tante an, hob dann das Taseltuch auf und sagte mitleidig: „Ach, die arme Rage!“

Hauptverhandlungen

bei dem Königl. Amtsgerichte zu Eisenach

den 2. November 1881.

Vormittags 9 Uhr: in Strafsachen gegen Bruno

Leistner in Unterstängeln.

Vormittags 10 Uhr: in Strafsachen gegen Julius

Röder in Schönheide.

Vormittags 11 Uhr: in Strafsachen gegen Christian

Gottlieb Vogel und Gen. in Sofa.

Vormittags 11 Uhr: in Strafsachen gegen Moritz

Friedler aus Königsberg.

Chemischer Marktpreis

vom 29. Octbr. 1881.

Weizen russ. Sort.	12 Mt.	— Pf. bis 12 Mt.	50 Pf. pr. 50 Rthl.
weiß u. bunt	11	70	12 40
gelb	10	75	12 20
Roggen inländ.	9	60	10 30
Braugerste	9	25	10 25
Futtergerste	8	—	8 50
Hafers	7	20	7 50
Heu	3	—	3 10
Stroh	2	80	3 —
Kartoffeln	2	80	3 30
Butter	2	20	2 60